

Der steirische Minnesang

Von ALFRED KRACHER

Die Literaturhistoriker früherer Zeiten haben in dem ewigen Auf und Ab der deutschen Dichtung eine gewisse Gesetzmäßigkeit nachzuweisen versucht. Der vor sieben Jahrzehnten jung verstorbene Wilhelm Scherer, ein Sohn Österreichs und Begründer einer durch Generationen wirkenden Germanistenschule, verfolgte diesen Lieblingsgedanken sogar in allen Einzelheiten. Seine auch heute noch bewundernswerte „Geschichte der deutschen Litteratur“ ist von dem Leitmotiv getragen, die Blütezeiten der deutschen Poesie in Zeiträumen zu erweisen, die ungefähr je sechs Jahrhunderte voneinander absteigen: Am Beginn des 7. Jahrhunderts wäre der erste Höhepunkt des germanischen Nationalepos anzusetzen, von dem uns allerdings — außer etwa in dem späteren englischen „Beowulf“ — kaum Greifbares überliefert ist. Die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert bescherte uns die mittelhochdeutsche „Blütezeit“ und wieder 600 Jahre später gipfelte die deutsche Literatur in den Werken unserer Klassiker¹.

Betrachtet man die Geschichte der deutschen Literatur in der Steiermark, so scheint sie fast eine Bestätigung für die überspitzte Formulierung Scherers zu sein. Denn hier sind tatsächlich nur zwei Epochen nachzuweisen, in denen von einer Blüte der Dichtung gesprochen werden kann, während über Jahrhunderte hin kaum ein wirklich bedeutender Dichter zu finden ist. Und diese beiden Zeiträume decken sich genau mit Scherers Ansätzen: Im 13. Jahrhundert tritt die Steiermark innerhalb der — an und für sich reichen — österreichischen Literatur zum erstenmal stark in Erscheinung, erst sechs Jahrhunderte später tragen Namen berühmter Dichter, die entweder hier beheimatet sind, wie Peter Rosegger, Ottokar Kernstock, Rudolf Hans Bartsch u. a., oder ihre zweite Heimat gefunden haben, wie Robert Hamerling, Anastasius Grün, Karl von Holtei u. v. a., den Ruhm des Landes in die Welt. Dieser Born aber versiegt nicht um die Jahrhundertwende, sondern quillt mit Max Mell, Paula Grogger u. v. a. lebendig weiter bis in unsere Zeit, und wenn nicht alles täuscht, wird er damit die Behauptung Lügen strafen, daß auf Höhepunkte zwangsläufig immer ein besonderes Tief folgen müsse.

Wenn wir hier unser Augenmerk auf den steirischen Minnesang richten, so ist damit nur der eine Teil literarischer Überlieferung im 13. Jahrhundert erfaßt, während die reiche Gestaltung epischer Stoffe außer

Betracht bleibt. Zu diesen gibt es wohl Ansätze schon im 12. Jahrhundert, in dem in den Stiften Vorau, St. Lambrecht und Admont auch eine gut bezeugte geistliche Literatur vorhanden ist. Diese äußert sich in der Gestaltung biblischer Stoffe, in Gebeten, Sündenklagen u. ä.² und in der Sammlung literarischer Denkmäler dieser Gattung, die gelegentlich auch durch die Aufnahme profaner Teile bereichert werden. Als das wertvollste Zeugnis dieser Art stellt sich uns die Vorauer Sammelhandschrift dar, die in ihrem deutschen Teil nicht weniger als 14 Werke enthält und noch der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört³. Aber selbst so ergiebige Quellen können nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich hier um Ausnahmeerscheinungen handelt und die eigentliche „Blütezeit“ erst mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts einsetzt.

Da allerdings spielt die Steiermark in der Geschichte der deutschen Literatur eine größere Rolle, als ihr gewöhnlich eingeräumt zu werden pflegt. Denn die Aufzählung der erhaltenen Denkmäler spiegelt ihre Bedeutung nur sehr unvollkommen wider. Darf man doch als ziemlich sicher annehmen, daß in zahlreichen Kriegen, Plünderungen und Brandschatzungen ein wertvoller Teil der zweifellos vorhandenen Handschriften vernichtet wurde, während anderes — und dies gilt vornehmlich für die kleineren lyrischen Gebilde — gar nicht oder nur sehr spärlich aufgezeichnet war und deshalb der Nachwelt verloren ging. Wenn die südöstliche Mark des deutschen Sprachraumes aber eine starke Anziehungskraft auch auf unsere bedeutendsten Dichter ausgeübt hat, was diese selbst durch eindeutige Zeugnisse bekunden, dann darf das mit als Beweis für die Geltung des Landes im literarischen Bewußtsein der damaligen Zeit aufgefaßt werden. Andernfalls hätten Anspielungen und Erwähnungen lokaler Ereignisse oder Namen bei den Hörern nicht auf Verständnis rechnen können.

Unser größter Epiker, Wolfram von Eschenbach, hat die Steiermark so gut gekannt und ihrer so oft und mit genauen Ortsangaben gedacht, daß man ihn zeitweise sogar für einen Sohn dieses Landes halten wollte³. Jedenfalls lassen die ausführlichen Beschreibungen der Gegend in seinem „Parzival“ anlässlich der Ritterfahrt Trevrizents in die grüne Mark, die zweimalige ausdrückliche Erwähnung von Stîre und eine erstaunliche Vertrautheit mit verschiedenen Adelsgeschlechtern, deren Wappen sowie anderen Verhältnissen des Landes keinen Zweifel darüber aufkommen, daß Wolfram das alles aus eigener „Erfahrung“ im wahrsten Sinne des Wortes kennengelernt hat⁴.

Nicht anders steht es mit den Lyrikern: Walther von der Vogelweide nennt ausdrücklich in einem Lobesspruch (35, 1) Herzog Leopold „zwir ein fürste, Stîr und Österrîche“ (zweifach ein Fürst: von Steiermark und

von Österreich) und bezeichnet in der berühmten Strophe (31, 13), in der er die Grenzen seiner weiten Wanderung absteckt, die Mur als den Punkt im äußersten Südosten, bis zu dem sein Fuß gedrungen ist. „Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore“ (Ich habe meine Beobachtungen angestellt von der Seine bis an die Mur) nennt den französischen Strom in einem Atem mit dem steirischen Fluß und bekennt zugleich, daß der Dichter selbst in dieses Land gekommen ist⁵.

Der Führer des „Gegensanges“ aber, Neidhart (von Reuenthal, wie er gewöhnlich genannt wird), begleitet den Erzbischof Eberhard von Salzburg auf einer Reise in die Steiermark und dichtet wahrscheinlich zu dieser Zeit das Lied, das freilich mit dem nicht gerade freundlichen Eingang anhebt: Marke, dû versine! (Steiermark, dich soll der Teufel holen!)⁶ Welche Umstände oder Erlebnisse ihn zu dieser wenig schmeichelfaften Anrede bewogen haben könnten sowie zu der Klage, daß er und mancher Edelmann hier „unsanfte leben“ müssen, vermögen wir heute nicht mit Sicherheit zu entscheiden.

Aber Walther und Neidhart geben die Vorbilder ab für die Minnesänger, denen wir hier in der Folgezeit begegnen, wobei die Grenzen zwischen Steiermark, Kärnten und Krain nicht immer scharf gezogen werden können, da die Angehörigen verschiedener Adelsgeschlechter bald da, bald dort anzutreffen sind und oft eine genaue Lokalisierung mit Sicherheit nicht vorgenommen werden kann. Daß gerade diese beiden Dichter eine so starke Wirkung auf den Minnesang in der Steiermark ausüben, erklärt sich außer der bereits damals ungewöhnlichen Verbreitung ihres Werkes und ihrer persönlichen Bekanntschaft in diesem Lande auch noch aus den historischen Gegebenheiten: Der letzte Traungauer Ottokar IV. hatte 1186 als schwerkranker Mann mit Leopold V. von Österreich den Georgenberger Vertrag abgeschlossen, demzufolge nach seinem Tode 1192 die Steiermark an die Babenberger gefallen war. Mit der Vereinigung der beiden Nachbarländer unter einem Landesfürsten war natürlich auch ein engerer geistiger Kontakt entstanden, nicht zum Nachteil der grünen Mark. Denn am „hof ze Wiene“ herrschte damals ein reges gesellschaftliches Leben, blühte die Dichtkunst und wetteiferten die berühmtesten Poeten um die Gunst des Herzogs. Und die adeligen Geschlechter der Steiermark waren nun bemüht, auch das Ihre zur Förderung der Dichtkunst beizutragen, wie selbst die benachbarten Fürstentümer von Kärnten, Istrien und Meran sowie der Patriarch von Aquileja in ihrer dichterfreundlichen Haltung durch das Beispiel des Wiener Hofes bestärkt wurden⁷.

Die höfischen Epen gehörten im 13. Jahrhundert zur Lieblingslektüre des steirischen Adels. Nicht zuletzt darf man das aus der relativ großen

Zahl von Handschriftenfragmenten dieser Werke schließen, die sich hier erhalten haben. Zwei Epen, der in der Steiermark entstandene, freilich nur bruchstückweise überlieferte „Edolanz“, das höchstwahrscheinlich hier beheimatete Epos „Biterolf und Dietleib“⁷³ und Wolframs Beziehungen zu dem Lande, die nicht mit Unrecht als „das steirische Rätsel“⁷⁸ bezeichnet wurden, können als weitere Beweise dafür dienen. Die geistliche Dichtung fällt daneben nicht so sehr ins Gewicht, obwohl am Ausgang des Jahrhunderts gerade aus der Steiermark zwei Werke einer sonst selteneren Gattung der deutschen Literatur beschert werden, nämlich Gundackers von Judenburg „Christi Hort“ und das „Marienleben“ des Kartäuserbruders Philipp von Seitz.

Der höfische Minnesang aber erlebt hier eine späte Blüte und findet ebenso eifrige wie würdige Vertreter unter den Angehörigen des Adels zu einer Zeit, als anderwärts die staufische Kultur mit dem Standesbewußtsein und den Idealen des Rittertums bereits im Sinken begriffen war. Während im übrigen deutschen Sprachgebiet die „ungefügten doene“, über die sich Walther (64, 32) so bitter beklagte, im Vordringen waren und der hohe Sang in den Parodien eines Steinmar und der Neidhart-Nachahmer lächerlich gemacht wurde, ersteht in dem Kreis um Ulrich von Lichtenstein eine neue Verteidigung dessen, was etwa bis 1230 zum Lebensinhalt der ritterlichen Kreise gehört hatte. Es ist zwar nicht sehr originell, was in dieser Umgebung damals gedichtet wurde, darf sich aber formal den besten Liedern der Zeit ebenbürtig an die Seite stellen.

Die Gestalt Ulrichs gehört zu den am häufigsten mißverstandenen und mißdeuteten in der gesamten deutschen Literatur. Aus seinem als reine Selbstbiographie angesehenen Liebesroman „Frauendienst“ hat man bald das Bild eines Don Quijote, bald das eines lächerlichen Bramarbas oder auch eines Müßiggängers gewinnen wollen, der aus reiner Spielerei jahrelang einem verrückten Ideal nachjagt. Daß hinter dem Dichter dieser großen, fast 15.000 Verse umfassenden „maere“ aber ein Mann steht, der in den wechselvollen Geschicken seiner Heimat stets eine führende Rolle gespielt und die höchsten Ämter bekleidet hat, wollte man entweder übersehen oder als Kuriosum erklären. Dabei lösen sich aber alle scheinbaren Widersprüche sehr leicht, wenn man das Werk nicht als Darstellung des eigenen Lebens nimmt, sondern als „Selbststilisierung“, wie es von H. de Boor⁹ zutreffend bezeichnet wurde. Der künstlerische Wert dieser Dichtung gehört auf ein anderes Blatt. Uns darf sie hier nur insofern interessieren, als in sie fast 60 Lieder an passenden Orten eingestreut sind, die uns Ulrich als wesentlich besseren Beherrscher der lyrischen Gattung zeigen. Während die Erzählung sich manchmal in epische

Breite verliert und im zweiten Teil sogar oft recht trocken wird, gibt es unter den Liedern reizvolle Gebilde, die echte Empfindung und wirkliche Anteilnahme widerspiegeln.

Über das äußere Leben Ulrichs und seine öffentliche Tätigkeit wissen wir besser Bescheid als über die Verhältnisse viel bedeutenderer Dichter, eben weil er hohe Ämter bekleidete und uns ein reiches Urkundenmaterial¹⁰ darüber Aufschluß gibt: Er ist um 1200 geboren, verbrachte seine Jugend am Hofe des Markgrafen Heinrich von Istrien, wo er alle ritterlichen Künste lernte, und kehrte von dort 1219 nach seines Vaters Tode zurück, um sein Erbe anzutreten. Schon früh bewegt er sich unter den angesehensten Familien des Landes, sein Name erscheint bereits damals in Urkunden neben den bedeutendsten Adelsgeschlechtern. Wie sein Vater unterhält auch er enge Beziehungen zum Babenbergerhof, 1223 nimmt er an der Hochzeit von Leopolds Tochter Agnes in Wien teil und erhält dort das Ritterschwert. Bald darauf durchzieht er turnierend die Lande. 1226 begegnen wir ihm auf dem prunkvollen Fest zu Friesach, wo Leopold die Streitigkeiten zwischen Bernhard von Kärnten und Heinrich von Istrien schlichtet. Im Jahr darauf beginnt er seine große Turnierfahrt als Frau Venus, die ihn von Venedig über Friaul durch Kärnten, Krain, Steiermark und Österreich bis nach Böhmen führt. Getreulich zählt er alle Kämpfe und Turniere auf, die er dabei zu bestehen hat: 307 Speere versticht er im Laufe dieser Fahrt und verschenkt 271 goldene Ringe an die Gegner, die sich als sattelfest erwiesen hatten. Noch manche Reise unternimmt er im Dienste seiner auserkorenen Dame, der er dreizehn Jahre lang die Treue hält, obwohl sie sich häufig ungnädig zeigt. Erst 1240 erwählt er sich eine andere Herrin, die ihm freundlicher begnet und in deren Dienst er als König Artus eine zweite, kürzere Fahrt durch Steiermark, Österreich und Böhmen unternimmt, die jedoch durch Herzog Friedrich II. jäh unterbrochen wird. Zu hohen Ämtern berufen, versieht Ulrich 1241 das eines Truchseß (dapifer) der Steiermark, 1245 ist er Landesrichter und vertritt den Herzog. 1246 nimmt er an der unglücklichen Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn teil und beschreibt den Tod des letzten Babenbergers. In der Folgezeit steht er an der Spitze des steirischen Adels, den er 1251 gegen die ungarische Herrschaft anführt. In der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ versucht er klug Stellung zwischen den Ungarn und dem Przemysliden Ottokar zu beziehen, unterhält jedoch gleichzeitig Beziehungen zu der in Judenburg „interinierten“ Gertrud von Österreich, der Witwe Hermanns VI. von Baden. Im Jahre 1265 muß er eine Anklage wegen Hochverrats und 26 Wochen¹¹ Festungshaft über sich ergehen lassen, doch löst sich Ulrich daraus durch das Pfand seiner Burgen. Schon Jahre vorher war er einmal Gefangener

seiner Untertanen gewesen, als ihn 1248 bis 1249 Pilgrim von Katsch in seiner eigenen Stammburg, der Frauenburg bei Unzmarkt, der Freiheit beraubte, die ihm erst der neue Landesverweser Meinhard von Görz wiedergab. An der Fehde gegen Kärnten nimmt Ulrich führend teil, eine Urkunde vom Juli des Jahres 1274 nennt ihn unter den Teilnehmern an der Versammlung steirischer Adeliger zu Göß. 1275 oder 1276 ist der Dichter gestorben, ein Zeugnis vom 6. Jänner 1277 berichtet von einem Glasfenster, das sein Sohn Otto in der Johanneskapelle zu Seckau zum Gedächtnis seines Vaters und seiner Mutter Bertha (von Weizenstein) stiftet.

Der Höhepunkt des dichterischen Schaffens ist in Ulrichs früheren Jahren zu suchen, der Großteil seiner Lieder fällt in die Zeit vor 1250. Die dem ersten Dienstverhältnis ihre Entstehung verdanken, sind echter, tiefer und frischer, die späteren zeigen den gealterten Dichter manchmal in Reflexionen und tiefsinnigen Betrachtungen. Man¹² hat den Versuch gemacht, die überlieferten Lieder in Gruppen einzuteilen und 1 bis 20, die im Dienste der ersten Herrin gesungen wurden, in unmittelbarer Nachfolge Reinmars und Walthers, also der am Wiener Hof geübten Kunst, in ihren Motiven und Formulierungen nachzuweisen. Die nächsten Lieder wären Absage, Auseinandersetzung und zornige Rückschau. Mit Lied 27 würde ein Übergang einsetzen, der bis 29 reicht, und 30 bis 45 gehörten dem zweiten Minnedienst des Dichters an. Mit dem neuen Thema hätte Ulrich auch seine Vorbilder gewechselt, da er zu der modernen, von Gottfried von Neifen geübten Art übergeht, ohne daß Walthers Einfluß völlig verschwindet. In den letzten Liedern aber zeige sich wieder in Form und Inhalt das Ideal in der Nachahmung Walthers, zu dessen klassischem Frauenpreis er zurückkehrt.

Diese Gruppierung der erhaltenen 58 Lieder¹³ macht eine interessante Entwicklung sichtbar und gäbe eine bequeme Unterlage zur Nachprüfung vorhandener Einflüsse. Aber sie ist auf der Chronologie aufgebaut, die wir aus dem „Frauendienst“ erschließen, und diese ist doch zumindest zweifelhaft. Und so glänzend im einzelnen diese Beobachtungen sind, so legen sie doch zu starkes Gewicht auf Parallelen und werden vielleicht im ganzen dem Eigenständigen zu wenig gerecht. Wohl betont auch de Boor (S. 343), daß einiges Eigene nicht verschwiegen werden dürfe und er weist auf die Einführung eines adeligen Fräuleins statt des Wächters im Tagelied und die starke Herausstellung des Ritterlichen in Ulrichs Lyrik hin. Aber damit scheint mir dessen dichterische Leistung doch zu wenig gewürdigt. Daß Lichtensteins Stil, besonders aber die reichen Formen, sich nicht so ohne weiteres von Neifen und anderen Vorbildern herleiten lassen, hat erst jüngst Hugo Kuhn¹⁴ deutlich betont, der die bei-

den Möglichkeiten offen läßt, Ulrich könnte romanischen Vorbildern verpflichtet sein oder das Besondere könnte einzig aus der persönlichen Anlage des Dichters stammen. Es wird sich als lohnend herausstellen, bei anderer Gelegenheit den Nachweis zu versuchen, daß die zweite Vermutung das Richtige trifft.

Wie hoch immer man die eigene Leistung in Ulrichs Dichtung veranschlagen mag, so kann doch nicht geleugnet werden, daß ein Lied wie „In dem walde süeze doene singent kleiniū vogelīn“¹⁵ zu den reizendsten Schöpfungen mittelalterlicher Lyrik gehört. Und mögen auch die letzten Lieder tatsächlich in Walthers Welt beheimatet sein, so sagt das doch nichts gegen ihren künstlerischen Wert und die persönliche Art, mit der Ulrich seine Anschauungen über die wahre Minne, über „werden wibes hulde“ und „hochgemüete“ vorträgt: Jedenfalls wird man so manches Urteil über seine Geltung als Dichter, die er nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen Herrand von Wildonje und Ottokar damals in hohem Maß besaß, während sie ihm von den meisten Literaturhistorikern mit dem Hinweis auf bloße Nachahmung abgesprochen wurde, gründlich revidieren müssen, wenn einmal eine ausführliche Monographie über sein Liedschaffen vorliegt¹⁶. Eine eingehendere Würdigung Ulrichs, zu der uns hier der Raum mangelt, müßte sich vor allem mit seinen vielfältigen formalen Kunstmitteln und seiner Sprache beschäftigen. Sie hätte dabei besonders zu untersuchen, in welchem Maße sprachliche Neuschöpfungen und die Einführung von Ausdrücken der höfischen Epik in Ulrichs Liedern nachzuweisen sind und wie stark er gerade darin auf seine Zeitgenossen gewirkt hat.

Künstlerisch wie durch Bande der Verwandtschaft gehört zu Ulrichs engstem Kreis ein Mann, der uns als Verfasser von vier kleineren Erzählungen und von Minneliedern entgegentritt, aber auch in der Politik des Landes eine gewisse Rolle spielt: Herrand von Wildonje. Nach Kummers Nachweisen¹⁷ kann es sich bei dem Dichter nur um Herrand II. handeln, der zwischen 1248 und 1278 in mehreren Urkunden als steirischer Landesministeriale und Herr der Burg Alt-Wildon bezeugt ist. Er war mit Ulrichs Tochter Perhta vermählt. Mit seinem Schwiegervater verband ihn auch die zwiespältige Haltung gegenüber dem Böhmenkönig, und in Ottokars Reimchronik wird von einer Einkerkung Herrands zugleich mit der Ulrichs berichtet, aus der er sich ebenfalls nur durch die Auslieferung mehrerer Burgen lösen konnte. Kein Wunder, daß er sich 1276 — also nach dem Tode seines Schwiegervaters — im Zisterzienserkloster Rein mit anderen Landherren dem neugewählten König Rudolf I. eidlich verpflichtete und mit zur Vertreibung des böhmischen Landeshauptmannes beitrug. Wie lange er die habsburgische Reichsverwesung

miterlebt hat, wissen wir nicht; nach 1278 verlieren sich jedenfalls die Zeugnisse und man darf annehmen, daß er bald darauf gestorben ist.

Überliefert sind uns von Herrands Liedern nur drei, die uns die Handschrift C bewahrt hat, aber eine Erwähnung in dem um 1300 zunächst abgeschlossenen, in seiner Zeit und später vielgelesenen Lehrgedicht „Der Renner“ des Bamberger Schulrektors Hugo von Trimberg¹⁸ läßt uns vermuten, daß mehr bekannt waren. Das spärlich Erhaltene — es sind im ganzen neun Strophen, davon fehlt in der letzten eine Zeile des Abgesanges — erlaubt natürlich nicht, zwingende Schlüsse auf das Gesamtchaffen des Lyrikers zu ziehen, zumal eine Betrachtung der Erzählungen dafür nichts abwirft. Die drei Lieder des Wildoniers zeichnen sich durch ein starkes Naturgefühl aus, und obgleich sie in Inhalt und Form rein höfischen Charakter tragen, haftet ihnen doch — ähnlich wie Walthers Liedern der „Niederer Minne“ — etwas Inniges an. Man wäre versucht, im III. Lied (LD 589) von volkstümlichen Tönen zu sprechen. Wenn dort der Dichter in der zweiten Strophe die Sonne über den Bergen aufgehen läßt, so zeigt dies eine feine Beobachtung außerhalb der Konvention. Geschult hat sich Herrand ohne Zweifel an Walther, aber auch an Ulrich, von dem besonders Lied II beeinflusst erscheint¹⁹.

In der Heidelberger Liederhandschrift C begegnen wir auch einem Herrn von Stadelge (Stadeck), der ebenfalls mit drei Liedern vertreten ist. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Minnesänger mit Rudolf II. aus dem steirischen Geschlecht der Herren von Stadeck, deren Stammburg nördlich von Graz lag, identisch ist²⁰. Dieser ist von 1243 bis 1261 in Urkunden bezeugt, wo er mehrfach zusammen mit Ulrich und Herrand vorkommt. Die Münchner Handschrift der Eneide Heinrichs von Veldeke bringt nach dem Schluß des Gedichtes einen Zusatz, in dem ein Rudolf von Stadelke als Auftraggeber genannt wird. Das Exemplar, auf dem diese Münchner Handschrift beruht, ist demnach offenkundig durch die Förderung unseres Dichters zustande gekommen. Die Herren von Stadeck standen wie Ulrich zu den Babenbergern in engen Beziehungen, es ist also nur allzu erklärlich, daß sich ein Angehöriger des Hauses durch deren Bemühungen um die Dichtung angeeifert fühlte, zumal auch anderen Mitgliedern dieses Geschlechtes rege literarische Interessen im 13. Jahrhundert nachzuweisen sind.

Auch unser Minnesänger zeigt, daß er ganz in der Art seiner Landsleute zu dichten weiß, auch er nimmt sich Walther zum Vorbild und läßt Anklänge an Ulrich in seine Lieder einfließen. Diese kennzeichnen Rudolf als meisterhaften Beherrscher der Form, der sich am strengsten von allen an die Anforderungen des Rhythmus und der Melodie hält²¹. In den Ge-

dichten finden wir überall einen frischen Natureingang, der allerdings im Widerspruch steht zu seiner unglücklichen Liebe. Über sie klagt er im I. und III. Lied, während das II. höchst anmutig die Mädchen auffordert, den Mai zu loben und in seine Frühlingsfreude miteinzustimmen. Leider bricht gerade dieses Gedicht mit der zweiten Strophe ab, man darf vermuten, daß eine dritte mit der Wendung ins Persönliche gefolgt wäre. Das Lied „Uns wil ein liechter sumer komen“ (LD 416) ist insofern eine Besonderheit, als es sich in der Absage an die Dame mit Walthers „Mîn frowe ist ein ungenaedic wîp“ (52, 23), vor allem dessen dritter Strophe, inhaltlich berührt und mit ihm in der Klage an alle Frauen ziemlich einzig dasteht. Höchstens Ulrichs Lied XXII (LD 450 f.) könnte man noch dazustellen, das vielleicht unser Dichter gekannt hat.

Stadeck repräsentiert mit seinen Gedichten, wie seine Landsleute, den höfischen Minnesang der klassischen Zeit; volkstümliche Züge machen seine Lieder anziehend und liebenswert. Daß sie als verspätete Blüte gelten müssen und erst in das zweite Viertel des Jahrhunderts, eher gegen 1250, anzusetzen sind, fügt den Dichter genau in die „steirische Schule“ um Ulrich und sagt nichts gegen ihren Wert aus²².

Zu den Dichtern aus den Kreisen des höheren Adels gehört auch ein Herr von Suonegge, wie er in der Handschrift C genannt wird, wo er unmittelbar hinter Herrand von Wildonje steht. Wie auf Verabredung sind auch von ihm dort nur drei Lieder überliefert; es ist, als ob man eine „Auswahl“ aus dem Schaffen der steirischen Minnesänger treffen und jeden mit der gleichen Anzahl vertreten lassen sein wollte. Man hat in dem Dichter einen Angehörigen aus dem Hause der freien Herren von Sanneck erkannt, deren Stammburg im Sanntal (Untersteier) lag. Von den in Betracht kommenden Mitgliedern dieses Geschlechtes stimmt alles zu Konrad I., der zwischen 1220 und 1237 urkundlich nachzuweisen ist und von Ulrich bei der Schilderung des Friesacher Turniers (des Jahres 1224) im „Frauendienst“²³ als einer der Gegner genannt wird, der „alrêrst bestanden wart“. Er dürfte vor 1255 gestorben sein und paßt zeitlich besser in den Kreis um Ulrich, dem er nach Ausweis seiner Gedichte trotz mancher Anklänge an romanische Vorbilder angehört, als einer seiner Söhne, die R. F. Kummer²⁴ wegen einer Notiz in der Zimmerischen Chronik in Betracht zieht.

Die drei Lieder des Suneckers zeigen weniger Naturgefühl als die Herrands oder Stadecks, seine Berufungen auf sumer, meie, sunne u. a. klingen formelhaft. Dazu stimmt genau, daß er von allen steirischen Minnesängern am häufigsten Ausdrücke verwendet, die dem allgemeinen Sprachgebrauch der höfischen Zeit entstammen. Auch die Verwandtschaft mit Walther läßt sich nur aus allgemeinen Phrasen erweisen, die

allerdings ziemlich gehäuft auftreten. Das erste Gedicht, ein Sommerlied, zeigt am wenigsten eigene Züge, seine Wendungen sind geschickt, lassen sich aber zum Großteil bei anderen Dichtern belegen. Das zweite ist ein zweistrophiges Winterlied, dem vielleicht — wie man aus dem freien Raum nachher in der Handschrift schließen könnte — noch eine Strophe gefolgt ist, und klagt über den Liebeskummer, den ihm seine Dame beschert hat. Ein allgemeines Minnelied ist das III. (LD 427), das durch einen ständig wiederkehrenden Refrain gekennzeichnet ist. Ob die Gegenüberstellung „in allen welschen unde in tiutschen landen“ in Strophe 2 wirklich „prononziert“ ist²⁵, bleibe dahingestellt. Eher wird wohl an eine stolze Berufung auf weite Reisen wie in Walthers „Ich hân lande vil gesehen“ (56, 30) zu denken sein. Im ganzen darf man sagen, daß Suneck hohes technisches Können besitzt, das sich auch in einer glänzenden Beherrschung des Enjambements beweist, während er in der Frische des Ausdrucks und eigener Erfindung hinter den übrigen Steirern zurücksteht.

Nicht mit Sicherheit läßt sich erweisen, ob der von Obernburg und Heinrich von der Muore in die Steiermark gehören. K. Weinhold hatte alle diesbezüglichen Vermutungen entschieden abgelehnt²⁶. Ich glaube, durch sprachliche und stilistische Vergleiche, aber auch durch Berufung auf die Stellung in der Handschrift C einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit dafür erbracht zu haben, daß Obernburg zu der Gruppe Reinmar von Zweter — Wernher — Marnier gehört und im Gefolge Walthers und Ulrichs dichtet²⁷. Demnach gehört dieser Dichter zum engeren Kreis des seinerzeitigen Benediktinerklosters Obernburg im Sanntal, ist aber bürgerlicher Herkunft, weshalb in der Handschrift auch Abbild und Wappen fehlen, die uns bei den übrigen überliefert sind. Seine Gedichte erweisen eine ausgeprägte Persönlichkeit, die sich nirgends mit sklavischer Nachahmung begnügt, sondern die Ideale der Blütezeit mit höchster Formbeherrschung und zum Teil in sehr eigenständiger Formulierung zum Ausdruck bringt. Vielleicht ist dies auch der Grund, daß uns von ihm sieben Lieder überliefert sind, während sonst die Handschrift C mit den „Obskuren“ sehr sparsam umgeht und bei etwa zwei Dritteln der dort vertretenen Dichter die Zahl der aufgenommenen Gedichte geringer ist.

Für Heinrich von der Muore hoffe ich, an anderer Stelle den Nachweis zu erbringen, daß auch er eher einem steirischen als einem fränkischen Geschlecht angehört²⁸. Er würde sich gut in die Erwähnung einer solchen Familie im Mürztal fügen, die sich in Ulrichs „Frauendienst“²⁹ findet. Daß ein Heinrich aus diesem Geschlecht erst 1282 bezeugt ist, würde dagegen nichts besagen, da seine drei Gedichte ja aus

früherer Zeit stammen können. Diese sind wahrscheinlich noch um ein viertes zu vermehren, das in der Handschrift C auch unter Buoeheins Namen überliefert ist, aber doch unserem Dichter gehören dürfte. Die Minnelieder zeigen kein besonderes Gepräge, verraten aber in Sprachgebrauch und Bau gute Kenntnis des Handwerks sowie des „klassischen“ Strophenstils. Das erste Gedicht fällt aus dem Rahmen: Es ist eine Absage an die Welt und wirkt durch Wortspiele wie grammatische Reime gekünstelt. Ob sein Verfasser tatsächlich in ein Kloster übergetreten ist — wie man nach der Darstellung in der Handschrift, wo er als Mönch in schwarzer Kutte erscheint, vermuten könnte — bleibt indes fraglich.

Der von Scharpfenberc (Scharfenberg) gehört ebenfalls zu den steirischen Sängern, wohin ihn auch die Handschrift C weist, die ihn im Anschluß an Herrand und den Sunecker bringt. Unter den verschiedenen Geschlechtern dieses Namens hat man sich allgemein für die freien Herren von Scharfenberg entschieden, die bei Ratschach in Unterkrain beheimatet waren, aber in der Geschichte der Steiermark und Kärntens mehrfach hervortreten. Gute Gründe sprechen dafür, daß der Dichter in dem 1279 bezeugten Leopold von Scharfenberg zu suchen ist, dessen Vater zu Friedrich dem Streitbaren in engen Beziehungen gestanden war. Die beiden erhaltenen Lieder zeigen uns, daß der Dichter dem „Gegensang“ angehörte und damit in deutlicher Front gegen Ulrich und seinen Kreis stand. Sein Vorbild ist sichtlich Neidhart mit seiner Absage an die verfeinerte, höfische Dichtung und der Betonung des Derb-Realistischen. Wie stark Scharfenberg dem Muster folgt, läßt sich bis in Einzelheiten des Strophenbaues und selbst in den Dialogen, die in Neidharts Spuren den Hauptteil der Gedichte ausmachen, mühelos nachweisen³⁰. Jedenfalls bekundet uns selbst das wenig Erhaltene, daß Neidhart auch in der Steiermark Nachahmer fand, zu denen man noch den in Kärnten bezeugten und von Ulrich³¹ als Sänger gerühmten Zachäus von Himmelberg rechnen muß, obwohl von diesem sonst nichts überliefert ist. Ob Neidharts Fahrt in die Steiermark (siehe oben S. 125) ihn mit einem seiner Anhänger zusammengeführt hat, läßt sich natürlich nicht ausmachen, wäre aber denkbar.

So stellt sich also das Bild des Minnesangs in der Steiermark dar: Er scheint sich in der Zeit anzubahnen, da eine Verbindung mit Österreich durch den gemeinsamen Landesfürsten stärkere Bekanntschaft mit dem Wiener Hof voraussetzt. Seine Blüte fällt in eine Zeit, da anderswo bereits Verfallserscheinungen auftreten, also in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts, ja er reicht sogar wahrscheinlich über dessen Mitte hinaus. In einem Kreis um Ulrich finden sich Angehörige des hohen und niederen Adels, die der rein höfischen Tradition huldigen, aber auch

eigenes zu geben haben. Fast alle zeichnet eine gewisse Beimischung inniger Töne und stark betontes Naturgefühl aus. Angeeifert von der literarischen Tätigkeit der Adeligen dichtet auch ein Bürgerlicher — Obernburg — in deren Stil. Aber er erreicht sie nicht nur an Kunstfertigkeit, sondern wächst in der Kraft der Darstellung sowie in der Wiedergabe des echten, glaubhaften Gefühls über sie hinaus. Daneben gibt es wie in Österreich jedoch auch die „Reaktion“, die bis zur Parodie des mancherorts bereits als verstiegen empfundenen Minnesangs und seines Frauenkults werden kann. Gerade aus dem angeführten Beispiel des Zachäus von Himmelberg darf man schließen, daß diese Bewegung stärker war, als die Überlieferung vermuten läßt.

Im nächsten Jahrhundert tritt noch einmal die Steiermark in den Blickpunkt, obwohl der späte Nachfahr mittelalterlicher Ritterlichkeit kein eigentlicher Sohn des Landes ist: Hugo von Montfort, 1357 bis 1423, gehört einem bedeutenden vorarlbergischen Adelsgeschlecht an und hat unter zwei österreichischen Herzögen wertvolle politische Dienste geleistet, die ihm 1415 die Einsetzung als Landeshauptmann der Steiermark bescheren. Er erwarb hier durch Heirat u. a. Stadeck sowie Besitzungen im Mürztal und residierte später als Herr auf Burg Pfannberg bei Frohnleiten, deren mächtige Ruine noch heute von ihrem angesehenen Besitzer Zeugnis ablegt. Am 4. April 1423 ist er gestorben, in der Minoritenkirche zu Bruck an der Mur findet sich seine Ruhestätte.

Montforts literarische Tätigkeit beschränkt sich nicht nur auf Lieder, auch Liebesbriefe und Reden sind von ihm überliefert. Unter seinen elf (bzw. zwölf) Liedern finden sich nur vier, die den Charakter des alten Minnesangs an sich tragen, während die übrigen moralisierende oder didaktische Tendenz aufweisen. Die Gattung des Tageliedes wird von dem Dichter gepflegt, aber aus der Sphäre des eigentlichen Minneliedes herausgehoben: Die weltlichen richten sich an die eigene Gattin, die geistlichen belasten den Wächter mit dem Symbolgehalt des Mahners zu christlichem Leben. Auch in den übrigen Liedern zeigt sich der Begriff der Minne zumeist in anderer Auffassung als bei den „Klassikern“, da sie — ähnlich wie Wolframs bekanntes Lied — nicht der erwählten Herrin, sondern der Ehegattin gelten. Eine deutliche Entwicklung ist im Schaffen des Dichters festzustellen, der traditionell in den Spuren des Minnesangs beginnt und allmählich seine eigene Form findet.

Mit Hugo von Montfort verstummt nicht nur der Minnesang in der Steiermark, sondern zunächst die Dichtung überhaupt. In den bewegten Zeiten der folgenden Jahrhunderte, da innere und äußere Kämpfe das Land erschüttern, schweigen die Musen und erst spät tritt die steirische Dichtung wieder auf den Plan, um Anspruch auf literarische Geltung zu

erheben. Aber sie darf dafür mit gutem Recht auf ihre Verdienste an der mittelalterlichen Dichtung pochen, an der sie einen weit über ihre Größe gehenden Anteil hat. Konnte die kurze Darstellung des Minnesangs auch nur ein kleines Gebiet dieser Dichtung erfassen, so ist vielleicht schon aus ihr zu ersehen, daß unsere Behauptung keineswegs anmaßend ist.

Anmerkungen

¹ Vgl. Gesch. d. dt. Litt. ¹¹1908, S. 18 f. ² Vgl. G. Ehrismann Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters, München 1918 bzw. 1922 ff. II, 1, S. 16 f., 91 ff., 169 f., 178 u. ö. ^{2a} Die Geschichte dieser literarisch überaus bedeutsamen und höchst kostbaren Handschrift ist mit der Steiermark aufs engste verbunden: Joseph Diemer, der sie 1841 in Vorau entdeckte und nach mühsamer Vorarbeit erstmals publizierte, war Steirer. Er gab das umfangreiche erste Stück, die sogenannte „Kaiserchronik“, gesondert heraus, die übrigen deutschen Dichtungen in einem Sammelband. (J. Diemer, Die Kaiserchronik nach der ältesten Handschrift des Stiftes Vorau. Wien 1849; Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts, Wien 1849). Anlässlich des 3. Österreichischen Historikertages in Graz veranstaltete die Steiermärkische Landesbibliothek eine vollständige Faksimile-Ausgabe der Kaiserchronik, welche den Text der Handschrift in einer Wiedergabe auf etwa 3/4 der Originalgröße verkleinert bietet. — In jüngster Zeit hat Prof. H. Menhardt, der bekannte Wiener Germanist, der sich szt. an der Grazer Universität habilitierte, Sprache, Schrift und Ausstattung der Handschrift gründlich untersucht und daraus das Ergebnis gewonnen, daß das kostbare Werk nicht in den Klostermauern Vorau entstanden sei. Die Fachwelt wird sich zu dieser interessanten Untersuchung äußern müssen, die in einigen Wochen im Druck erscheinen soll. („Die Vorauer Handschrift kam durch Propst Konrad II. [1282—1300] aus dem Domstift Salzburg nach Vorau“ in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 78, Tübingen 1956, S. 116 ff.) ³ Vgl. Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasser-Lexikon. Hrsg. v. W. Stammer und K. Langosch. Berlin u. Leipzig 1933 ff., IV, 1054. ⁴ Die entsprechenden Stellen sind Parzival 496, 15 ff., 498, 20 ff., und Willehalm 366, 28 (nach Lachmanns Ausgabe). Besonders beweiskräftig erscheint mir 499, 8—10. Vgl. dazu noch Ehrismann, Lit. Gesch. II, 2, 1, S. 217, und A. Schreiber, Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Ws v. E. (Dt. Forschungen. Heft 7), Frkf. 1922, S. 89 ff. ⁵ Daniel Walter hat in seiner Abhandlung „Zum Rätsel um die Wanderungen Walthers von der Vogelweide“ (Jahresbericht des Realgymnasiums „Marieninstitut“ in Graz 1937, S. 25 ff.) den interessanten Versuch unternommen, in Seine die untersteirische Sann zu erweisen. Dasselbe hatte szt. schon J. Diemer. Kl. Beitr. z. ält. dt. Spr. und Lit. V, 123, versucht. Leider verbieten lautliche und inhaltliche Argumente die Annahme dieser gewiß bestechenden und von großer Heimatliebe getragenen Vermutung. ⁶ Es ist 102, 32 nach der Ausgabe von Haupt-Wießner. Zwar sind Zweifel an der Echtheit dieses Liedes laut geworden, doch bestehen keine wirklich stichhaltigen Gründe, es dem Dichter abzusprechen. ⁷ Daß der Minnesang in der Steiermark auch durch Einflüsse aus dem angrenzenden Italien und die dort blühende provençalische Poesie betroffen wurde, wie Uhland (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage V, 242) und Schönbach (Die Anfänge des deutschen Minnesangs, S. 35 ff.) meinten, läßt sich nicht mit Sicherheit beweisen. Die dort angeführten Vermutungen scheinen mir jedenfalls für einen wirklichen Einfluß nicht ausreichend gestützt zu sein. ^{7a} Vgl. J. Lunzer, Steiermark in der deutschen Heldensage (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien, 204. Bd., 1929, S. 1 ff.) und G. Ehrismann, Literaturgeschichte, Schlußband, S. 162 f. ⁸ A. Schreiber, a. a. O. ⁹ Geschichte der deutschen Literatur II (1953), 338. ¹⁰ A. E. Schönbach hat allein Zs. f. dt. A. 26, 320 ff., 84 Urkunden aus Ulrichs Leben zusammengestellt. ¹¹ Die Angabe H. Reuschels im Verfasser-Lexikon IV, 586, wonach die Haft 26 Monate gedauert haben soll, beruht auf einem Irrtum. ¹² H. de Boor, Literaturgeschichte II, 341 ff. ¹³ Sie sind außer in der einzigen Handschrift des „Frauendienstes“ auch noch in C. der großen Heidelberger, einige auch in A. der kleinen Heidelberger Liederhandschrift überliefert, was für deren Beliebtheit spricht. ¹⁴ Minnesangs Wende (Hermaea, Neue

Folge Band 1), Tübingen 1952. „Lichtensteins zahlreiche Formen berühren sich also, trotz der Übereinstimmung im gleichversigen Typ, relativ wenig mit denen der schwäbischen Gruppe —“ (S. 87). „Auch Ulrich von Lichtenstein, der Österreicher, findet seinen Neuanfang außerhalb dieser Stilsphäre — was ihre untypische, eigene Prägung bestätigen kann. Zwar scheint er einmal von Neifenschem Stil gestreift — um 1232 gerade und zum Beginn seines zweiten Minnedienstes (soweit man dem Liederroman des ‚Frauendienstes‘ glauben darf) —, doch bleibt der Zusammenhang fraglich. Woher Lichtensteins Stil kommt, müßte eine eigene Untersuchung klären.“ (S. 148.)¹⁵ Lied IV in der Ausgabe „Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts“ (LD), herausg. v. Carl v. Kraus, Tübingen 1952, nach der man jetzt am bequemsten diese und die Lieder der folgenden Dichter zitiert. Der II. (Kommentar-) Band erscheint in Lieferungen unter Hugo Kuhns Redaktion.¹⁶ Diese könnte in Angriff genommen werden, sobald der oben erwähnte II. Band zu den „Liederdichtern“ in seinen Lieferungen bis Nr. 58 (Ulrich von Liechtenstein) gediehen ist.¹⁷ Karl Ferdinand Kummer, Das Ministerialengeschlecht von Wildonie (Archiv f. österr. Geschichte, Bd. LIX, 1880, 177 ff.); außerdem: Die poetischen Erzählungen von Herrand von Wildonie und die kleinen innerösterreichischen Minnesänger, Wien 1880, S. 20 ff.¹⁸ Wildonie wird dort zusammen mit Morungen, Neifen und sogar Walther genannt als einer, der die „Weise“ kannte, „in der hie vor edel herren sunen“. (Vv. 1182 ff. in der Ausgabe von G. Ehrismann, Bibliothek des Literarischen Vereines in Stuttgart, Bd. 247, Tübingen 1908.)¹⁹ Edward Schröder, Herrand von Wildon und Ulrich von Liechtenstein (Gött. Nachr., Phil.-hist. Kl. 1923, S. 33 ff.) hat besonders die sprachlichen und metrischen Gemeinsamkeiten der beiden untersucht, allerdings hauptsächlich an den epischen Werken.²⁰ Karl Weinhold hat in der ausführlichen Abhandlung „Der Minnesinger von Stadeck und sein Geschlecht“ (Sitzungsberichte der Philosophisch-Historischen Classe der Kaiserl. Akad. d. Wiss. XXXV [1860], S. 152 ff.), die Genealogie des Hauses und seine Gründe für die Festlegung auf Rudolf II. eingehend erörtert.²¹ Freiheiten im Reim, bei denen langer Vokal auf kurzen reimt (wie gar: wâr oder man: stân) sind um diese Zeit bei bairischen Dichtern durchwegs zu beobachten.²² Eberhard Kranzmayer, Die steirische Reimchronik Ottokars und ihre Sprache (Sitzungsberichte der Österr. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl., 226, 4. Wien 1950) denkt sich, S. 15, die Lieder Stadecks erst um 1260 entstanden, was aber wohl etwas zu spät sein dürfte.²³ 66, 5 und 72, 17 f. in Lachmanns Ausgabe.²⁴ Die poetischen Erzählungen ..., S. 79. Die betreffende Notiz findet sich bei K. A. Barack, Zimmerische Chronik (Bibl. d. Lit. Ver. Stuttgart, 92, Tübingen 1869, II, S. 239).²⁵ Wie K. Burdach, Allgem. Dt. Biogr. 37, S. 158, meint.²⁶ „Über den Antheil Steiermarks an der deutschen Dichtkunst des dreizehnten Jahrhunderts“ (Almanach der Kais. Akad. d. Wiss., 10. Jg., Wien 1860). „Die Vermuthungen, daß der von Obernburg und Heinrich von der Mure nach Steier gehören, haben alles gegen sich.“ (S. 237.)²⁷ Der von Obernburg — ein Steirer? (Festschrift für Dietrich Kralik, 1954, S. 162 ff.).²⁸ F. Grimme hat ihn „Neue Beiträge zur Geschichte der Minnesänger“ 6 (Alemannia 22/1894), S. 38 ff., dafür zu reklamieren versucht, doch sprechen dagegen die Sprachformen der Gedichte.²⁹ 458, 28. Vgl. Karajans Anmerkung auf S. 677 hiezu.³⁰ Vgl. dazu Kummer, Die poetischen Erzählungen ..., S. 112 ff.³¹ Frauendienst 199, 9 ff.